

Steuerfreiheit der Fürsten

In Nr. 11 der „Deutschen Juristenzeitung“ wendet sich Prof. Dr. Gerhard Anschütz mit Entschiedenheit gegen die staatsrechtlich und verfassungsrechtlich unsinnige Ansicht, die Fürsten unterliegen der direkten Besteuerung durch das Reich nicht. Diese Auffassung beruht, wie Anschütz darlegt, auf zwei Kapitalirrtümern, die Graf v. Westarp im Reichstage aufstellte und die die „Nordd. Allgem. Ztg.“ ihm in ihrer von jeglicher Kenntnis des Staatsrechtes denaturierten Diffusität nachbetete. Sie gehen dahin: 1. die Landesfürsten unterliegen in den einzelnen Staaten nicht der direkten Besteuerung; 2. das Reich leitet seine Befugnisse von den Einzelstaaten ab. Beide Sätze sind haltlose Phantasien. Der erste Satz gilt z. B. weder für Württemberg noch für Baden, noch für Preußen, vielmehr unterliegen z. B. in Preußen die Fürsten der Gewerbesteuer, der Gebäude- und Grundsteuer und sind nur durch ausdrückliche Vorschriften in gewissem Umfang von der Einkommen- und Gemeindesteuer frei. Der Schluß, daß die Reichssteuerfreiheit eine Folge einzelstaatlicher Steuerfreiheit sei, ist also schon wegen der Irigkeit des Vorderbegriffs verfehlt. Er beruht aber auch auf völliger Verkenntung der Souveränität des Reiches.

Anschütz geht der Quelle nach, auf der die Auffassung der „Nordd. Allgem. Ztg.“ beruht, die Besteuerung der Fürsten sei „begrifflich ausgeschlossen“. Denn es sei begrifflich unmöglich, daß dem Fürsten „für seine Person die Entrichtung einer Steuer an die von ihm selbst verfertigte Staatsgewalt obliegt“. Anschütz führt aus: „Das Ursprungsland dieser seltsamen Begriffe ist dem Sachkenner nicht fremd; es ist die Gedankenwelt des Absolutismus. U. zw. nicht die des aufgeklärten, in der Schule des Naturrechts verfeinerten Absolutismus Friedrichs des Großen, für den — wiederum sei an jenes Wort mit seinem Ewigkeitswert erinnert — der König nur der erste Diener des Staates war, sondern des ganz massiven Despotismus im Stile Louis XIV., mit dem Kernwort „l'Etat c'est moi“. Staat und Fürst sind eines und dasselbe, also kann, da niemand sich selbst etwas wegzunehmen vermag, der Staat den Fürsten nicht besteuern! Hat der Herr Offiziosus keine Ahnung von der Primitivität der Staatsauffassung, die aus solchen Argumentationen spricht?“

Der Verfasser legt dann noch dar: wer so die Steuerfreiheit der Fürsten behauptet, für den besteht auch keine gesetzliche Bindung des Monarchen überhaupt. Nach ihm wäre der Monarch auch nicht an die Verfassung gebunden. Anschütz schließt seinen Aufsatz: „Die hier besprochene Frage ist alles andere als eine sogenannte Doktorfrage. Sie ist von größter politischer Tragweite. Man will der Reichsgewalt das Recht abstreifen, Gesetze zu erlassen, die verbindlich sind für jeden im Reiche; man will das Reich seiner Souveränität berauben. Da heißt es: caveat consules. Möge der Reichstag ein besserer Anwalt des Reichsgedankens und des modernen Staatsgedankens sein als die Reichsregierung; möge er wie schon bei der ersten Beratung, so auch bei der endgültigen Beschlußfassung über die „Deckungsvorlagen“ mit aller Entschiedenheit Verwahrung dagegen einlegen, daß die Landesfürsten der Besteuerung des Reiches nicht unterliegen.“ — Nun hat Staatssekretär Rüsch die Antwort aus der Wissenschaft herane.

Der Sturz des Kabinetts Lufacs

(Von unserem Budapest Korrespondenten) Budapest, den 3. Juni 1913.

Eine grausame Ironie des Schicksals fügte es, daß das Kabinett Lufacs gerade am Vorabend der ersten Jahreswende jenes 4. Juni, an welchem Graf Tisza im Abgeordnetenhaus die ziellos gewordene Obstruktion niederlegte und die Wehreform ungarischerseits sicherte, von derselben Opposition den Todesstoß erhielt — aber nicht im Parlament, sondern im Gerichtssaale. Das war ein unvergeßlich heißes Jahr satanischer Kämpfe zwischen Regierung und Opposition um die Macht. Gendarmerie und Polizei im Parlament, eine draconische Revision der Geschäftsordnung, die Errichtung einer Parlamentswache, das massenhafte Sinauswerfen der Oppositionellen aus dem Abgeordnetenhaus; die Herrschaft des Dr. Lufacs und des Grafen Tisza schien auf Felsen gebaut. Zum wiederholten Male erhielt Lufacs solenne Vertrauenskundgebungen der nationalen Arbeitspartei, der Komitee und Städte und auch des Monarchen. — Da warf der frühere Staatssekretär Deszsi einen „Stein des Kergernisses“ in die Situation. Der Stein entfesselte eine Lawine, die Lawine rollte unaufhaltsam vorwärts; sie sollte die Opposition unter sich begraben, und sie fauste mit vernichtender Wucht auf Herrn von Lufacs und auf sein System hernieder. Schon vor Jahresfrist, Ende Mai vergangenen Jahres, erhob der Abgeordnete Deszsi den damaligen Kultusminister Grafen Johann Zichy gegenüber, gegen Herrn von Lufacs die furchtbare Anklage des „Panama“, das heißt des Füllens der Partei- und Wahllisten der Regierungspartei aus unlauteeren Quellen. Die Sache sofort in Form einer dringlichen Interpellation im Abgeordnetenhaus zur Sprache zu bringen, daran würde Deszsi durch den Präsidenten Grafen Tisza, der schon damals an einem krankhaften Altmachtskoller laborierte, brüsk verhindert. Im September wiederholte Deszsi seine Anklage zweimal öffentlich, Herrn von Lufacs als den „größten Panamisten Europas“ bezeichnend. Erst im Oktober sah sich Herr von Lufacs veranlaßt, gegen Deszsi den Prozeß anzustrengen.

Dieser Prozeß wurde im Februar das erste Mal verhandelt. Damals gelang es dem Herrn von Lufacs, sich das Gericht dienstbar zu machen. Deszsi wurde ohne Zulassung der Beweisführung zu einem Monat Gefängnis verdonnert. Die königliche Tafel kostierte jedoch dieses Urteil und ordnete eine neue Gerichtsverhandlung mit voller Beweisführung an. Diese neue Verhandlung hat vom 27. bis 30. Mai stattgefunden und führte am 3. Juni, allen Erwartungen des Herrn Lufacs und allen Befürchtungen Deszsis entgegen, zur Freisprechung Deszsis. Dr. Lufacs hatte sich noch Ende Februar in derselben Angelegenheit im Abgeordnetenhaus von einem seiner Getreuen interbellieren lassen und leugnete in seiner Antwort kaltblütig, daß bezüglich der Verträge mit der „Magyarbank“ Quittungen existierten, durch welche bewiesen werden könnte, daß er von der genannten Bank aus Anlaß der Verlängerung der Verträge 4,8 Millionen für die Zwecke der 1910er Wahl der nationalen Arbeitspartei „erwirkt“ habe. Kaum drei Tage später übergenete sich der damalige Kultusminister Graf Johann Zichy persönlich, daß Dr. Lufacs in dieser Frage weder ihm noch dem Parlamente, noch dem Monarchen die Wahr-

heit sagte. Zichy informierte hierüber sofort den Monarchen und die Folge war seine Demission sang- und klanglos. So fest war Dr. Lufacs damals in der Hofburg im Sattel.

Und jetzt kam die zweite Gerichtsverhandlung mit ausgiebiger Beweisführung. Die Vernehmung des Kronzeugen Hofrates v. Esel, des Staatssekretärs und des Hilfsunteroberdirektors wußte Dr. Lufacs auch diesmal zu hinterziehen. Allein die übrigen Zeugen erbrachten die Behauptungen Deszsis. Umsonst eilte Graf Tisza dem Dr. Lufacs im Gerichtssaale zu Hilfe, der letzte Junge, Graf Johann Zichy, saute mit allerhöchster Genehmigung aus; zu Ungunsten Lufacs' aus. Lufacs wurde entlarvt, vergebens verwarf er sich hinter dem Monarchen, das Gericht ausstreichend, Se. Majestät habe ihm am 1. Juni äußerst huldvoll empfangen; vergebens verurteilte er das Odium des Panama auf den Grafen Zichy zu wälzen. Vergeblich versuchte er den Grafen Zichy aus der Arbeiterpartei zu verdrängen und ihn so „als kommenden Mann“ unzulässig zu machen; Das Gericht sprach den Angeklagten Deisy frei und brandmarkte durch dieses Urteil den aktiven Ministerpräsidenten Ungarns zum Panamisten. Eine Schande für das Land und ein schwerer Fall für den Monarchen, der es nun nach dem Falle Redl erleben mußte, daß sein ungarischer Ministerpräsident durch ein richterliches Urteil als Panamist stigmatisiert wird.

Die Folgen des Urteils bleiben nicht aus. Die Opposition fühlt sich als Siegerin und beabsichtigt ihren Sieg nimmere im Abgeordnetenhaus voll auszunützen. Das Kabinett Lufacs muß demissionieren, und die Regierungsmehrheit ist föhlich kompromittiert und muß den Frieden mit der Opposition suchen. Lufacs und Tisza müssen weg und an ihre Stelle müssen ernste, vernünftige, konziliante Politiker treten, die geeignet sind, angesichts der angestrebten Fusion der 48er Oppositionsfraktionen eine Konzentration aller 67er Fraktionen anzustreben: der Arbeitspartei, der Gruppe Andrássy und der Volkspartei. Der Dualismus darf nicht mehr von einer Partei als Deckmantel liberaler Korruption mißbraucht werden. Es muß eine aufrichtig dualistisch gestimmte Mehrheit gebildet werden, wenn es sein muß, im Weg von Neuwahlen, aber reiner Wahlen. Das alles muß sich noch in wenigen Wochen entscheiden. Ob der kommende Mann Herzogin oder Baron Lang oder Haras oder Johann Zichy heißt, das ist heute gleichgültig. Die Hauptsache heute ist die Beseitigung der Personen Lufacs und Tisza und ihrer Korruption.

Gemeinde- und Vereinsnachrichten

§ Dresden. (Verein kath. erwerbstätiger Frauen und Mädchen.) Wegen Ferien der Sekretärin finden in der Zeit vom 7. bis 22. d. M. keine Sprechstunden im Sekretariat statt. Dringliche Sachen bitten wir an Herrn Dr. Pöschel, Dresden-Völau, Herberstraße 19 I, in dieser Zeit gelangen zu lassen. Auch ist jeden Sonntag von 4 bis 6 Uhr und jeden Donnerstag von 8 bis 9 Uhr abends ein Vorstandsmittag im Sekretariat zugegen. — Der Ausflug, welcher für nächsten Sonntag den 8. d. M. ab 9 Uhr früh Sekretariat geplant war, fällt wegen anderer Anordnung aus.

§ Dresden. (Verein Martensparlaffe.) Rückzahlungen von Sparbeträgen finden in der Zeit vom 7. bis 16. d. M. nur Mittwoch und Freitag von 4 bis 6 Uhr nachmittags statt.

lie es kalt und teilnahmslos. Das Atelier aber mied sie, als ob es der Ort wäre. Was ging denn sie all das an? Es berührte sie nicht. Nein, sie war hier nicht im Elfsium, sie war die verlorene Eurydike, die im Schattenreiche weilt, aber vergeblich ihren Orpheus erwartete, der sie erreichte.

Hardy von Sandow fühlte, daß dieses Fest ein Zwitterding war, weil es nicht der Kunst diente, sondern ein Weibbrautopfer für seine Person, für seine Familie ein absichtlich inszenierter Personenkultus war. Das nahm ihm die Weiße. Und Hardy selber vermochte auch keinen hellen, frohen, erfrischenden Ton in das Fest hineinzutragen, weil er die Krone des Festes, die Fürstin Alona, vermisste.

Was lag ihm an dem Feste, was an all diesen Menschen, wenn Alona, seine fürstliche Freundin, fehlte! Gerade an diesem Tage, wo er einen so herrlichen Triumph feierte, einen so glänzenden Sieg errungen hatte, hätte sie an seiner Seite sein müssen, um teilzunehmen an seinem Glück.

Aber weder sie noch ihr Gemahl waren gekommen, obwohl der Fürst mit ganz besonderer Liebendwürdigkeit eingeladen worden war. Was bedeutete das wohl?

Hardy war von Unruhe erfüllt. Ein paar Stunden tröstete er sich mit dem Gedanken, daß das Fürstenpaar anderweitige gesellschaftliche Verpflichtungen zu erfüllen gehabt habe und erst später kommen würde; als es aber Mitternacht wurde, ohne daß die Erwarteten sich einfanden, gab er seine Hoffnung auf. Am wenigstens in Stimmung zu kommen und die Sorgen zu verdrängen, trank er mehr, als er sonst gewöhnt war und trug nun eine ausgelassene Lustigkeit zur Schau, die den distinguierten Gästen ein mitleidiges Lächeln entlockte. „Dem armen Kerl ist das Glück zu Kopf gestiegen, daß er an Großemwahn leidet, und den rechten Maßstab für die realen Verhältnisse nicht mehr findet.“ dachten sie und verliehen das Fest.

So endete dieses für Hardy mit einem Mißglaun. Der einzige der Familie Sandow, der sich aus ganzem Herzen freute und sich den Gästen des Hauses mit ausgefuchter Liebendwürdigkeit widmete, war Leo von Sandow, und wenn sich die allgemeine Stimmung nicht bis zum Gefrierpunkt absühlte, so war das allein ihm zu danken. So verschob sich langsam die Konstellation in der Weiße, daß nicht Hardy, der Sieger, sondern Leo von Sandow, der herzengute Mensch, der vornehme Kavaliere und Künstler zum Mittelpunkt des Festes wurde.

Hardy gewahrte dies nicht, wußte auch nicht, was er ihm zu danken hatte; seine Gedanken waren zu sehr mit dem Fürstenpaar beschäftigt, daß ihm alles andere fern lag. Und als eine Stunde nach Mitternacht die letzten Gäste gegangen waren und die Lichter erloschen, flüchtete er in sein Atelier, bewunderte sein Werk und sich selbst, vercaufelte sich an seinem Ruhme und an dem süßen prickelnden Wein, bis ihm die Sinne schwandten und er schlaftrunken auf die weichen Kissen fiel. Dann träumte er von der Fürstin, seiner herrlichen Muse, die schön und strahlend wie eine Göttin zu ihm niederstieg und ihm den Vorbeerkrantz aufs Haupt drückte.

Die Zeitungen brachten ausführliche Berichte über Hardys Entwürfe zum Lyrerhaus und über das „Atelierfest“. Die meisten waren voll des Lobes, einige fügten eine zahme Kritik an. Hardy lastete darüber, ärgerte sich aber doch. „Das spricht der Reid.“ sagte er und ariet in Mut.

Die Stadt, sein liebes München, wollte er noch einmal überblicken, ehe sich die Tore des Gefängnisses hinter ihm schlossen. Er umschritt die hohe Friedhofswand, ging hinüber zur Wittelsbacher Brücke und wandelte durch die Hiranen, dann hinaus zu den Vogenhauser Höhen.

Da lag die Stadt zu seinen Füßen im Abendsonnenglanz, schön und strahlend, von Glanz umflossen — und grüßte mit tausend goldenen Sonnenaugen Lerauf.

Der Anblick erschütterte ihn. Von all dieser Schönheit sollte er heute Abschied nehmen, um vielleicht jahrelang hinter grauen Kerkermauern zu verbrinnen! Das war entsetzlich bitter, aber es mußte einmal sein.

Bis die Sonne sank, erfreute er sich an dem Anblick der Stadt, und als das strahlende Gestirn unterging, als die Dämmerung ihre blauen Schleier über das Meer von Häusern spannte, sagte er mit gebrodener Stimme: „Vale carissima!“ Und er fühlte, wie ihm die Tränen über die Wangen liefen.

In einem kleinen Gasthause nahm er einen kleinen Jubel zu sich und bestellte roten Tiroler. Der Wein war frisch und ließ ihm prickeln durch die Kehle. Er trank, bis ihm der Kopf heiß und das Herz warm wurde — und bei jedem Römer, den er leerte, hob er grüßend das grünlich schillende Glas und sagte leise: „Vale carissima!“ — und dachte dabei an all seine Lieben, an die schöne Stadt, an seine Freunde und an sein liebes Kind in der Ferne.

Beim letzten Becher sprach er: „Vosete!“ und dachte an den kommenden Tag. Da ward ihm der Wein im Munde bitter wie Galle, und er verließ die Säule, wanderte hinüber zum Luisenpark, wo die weiße Säule rot und der Friedhofengel seine goldenen Flügel spannt.

Hier war Ruhe, hier atmete alles Frieden, traumhafte Schönheit.

Dort unten lag die Stadt, seine Königin. Weiße Schleier verhüllten ihre schönen Leib, weiße Mauern und Türme leuchteten auf, und auf ihren Säulen stammten Diademe von Millionen funkelnder Edelsteine.

Er grüßte hinauf und setzte sich nieder, denn er war müde. Noch einen bewundernden Blick warf er auf seine prächtige Königin, dann schloß er ein. Als er erwachte, braute der Nebel im Tal und die Welt war mit grauen Schleieren verhüllt. Er wußte nicht, wo er war, sah keinen Ausweg.

Mit schlaftrunkenen, halbgeschlossenen Augen ging er gerade aus, bis ihm eine Mauer oder eine Brüstung den Weg versperrte. Sein Blick war verblüdet, und er erkannte nicht, worin das Hindernis bestand. Mit den Fingern tastete er sich weiter, und da ihn fröstelte, hatte er nur einen Gedanken: „Noch Sausel! Schlafen, schlafen!“

Die Mauer schien kein Ende zu nehmen. Da stützte er seine Hände auf sie und schwang sich mit geschlossenen Augen hinüber.

Er fiel ins Leere, blühschnell sank er durch die Luft — ein lauter Schrei, dann schlug der Körper mit dumpfem Krachen auf und lag blutüberströmt in der Tiefe, auf dem harten grauen Pflaster.

Leo von Sandow stürzte mit jugendlicher Elastizität die Treppe empor und künkte an Hardys Wohnung Sturm. Annie trat aus ihrem Zimmer, zu sehen, wer es so eilig und dringend habe.